

DER SPIEGEL

für

Kunst, Eleganz und Mode.

Neunzehnter Jahrgang.

Redacteur: Sam. Rosenthal.

Verleger: Fr. Wiesen's Witwe und S. Rosenthal.

1846.

Pesth und Ofen, Mittwoch, 10. Juni.

46.

Die beiden Kehlenabschneider.

(Fortsetzung.)



Herr von Holberfels, ohne zu deutlich zu sehen, was man von ihm verlangte, machte sich nichts desto weniger verbindlich, die Wünsche der Frau v. Witten zu unterschreiben, welche also fortfuhr: „Ich will mein Porträt und meine Briefe wieder haben, und deswegen will ich sie mir selbst wieder holen.“ — „In seinem Hause?“ — „Ohne Zweifel.“ — „Aber haben Sie mir nicht gesagt, daß Herr von Galben in Hannover ist?“ — „Seit acht Tagen ist er in Berlin zurück; sicher um die Hochzeitgeschenke zu kaufen,“ sagte Frau von Witten voll Zorn; „wollen Sie mich begleiten?“ setzte sie hinzu. — „Sehr gern gnädige Frau, lassen Sie uns gehen.“ — „Sie verstehen mich nicht, Herr Baron, ich denke nicht daran, zu Frn. v. Galben zu gehen, um mich seiner Verachtung auszusetzen, seiner Indiskretion, um mich in einige peinliche Erklärungen einzulassen, und um eine Erklärung zu fordern, welche vielleicht ungenügend wäre; außerdem sagte ich Ihnen, daß ich Sie nicht mit ihm zusammenbringen will: ich will mir nur nehmen, was man mir verweigert.“ — „Ich verstehe Sie, gnädige Frau: Sie haben die Bedienten des Herrn von Galben bestochen, und in einem Augenblick, wo er nicht zu Hause sein wird, wollen Sie...“ — „Herr v. Galben wird ohne Zweifel diese Nacht auf einem Balle sein.“ — „Nein, Herr Baron, Edmund

von Galben ist zu Hause in dem Augenblick, wo wir von ihm sprechen, oder er wird bald wieder dort sein; in einer Stunde wird ihn schwerer Schlaf überwältigen...“ — „Ein schwerer Schlaf!“ sagte Herr v. Holberfels erstaunt. — „Ja, mein Herr, und ich habe etwas zu diesem Schlaf beigetragen; sein Kammerdiener, der einzige Bediente, den er mitgebracht hat, ist in diesem Augenblick gerade meinem Kutscher unter den Händen, der ihn betrunken macht.“ — „Und er wird ebenfalls einen schweren Schlaf haben?“ — „Ja wohl, Herr Baron, eine Stunde nach Mitternacht werden Herr und Bedienter so tief schlafen, daß der Donner auf das Haus niederfahren könnte, u. sie würden nicht wach.“ — „Sie machen mich erzittern, gnädige Frau,“ sagte der künftige Assessor. — „Sie verstehen mich nicht. Ich habe den Schlüssel des kleinen Gartenthores.“ — „Einen falschen Schlüssel?“ — „Das versteht sich. Ich habe selbst die Abdrücke gemacht, er ist von einem Schlosser gefertigt, der mir ergeben ist. Wir werden ohne Lärm hineinkommen...“ — „Alle Beide?“ — „Wenn Sie nicht etwa es mir abschlagen, mich zu begleiten...“ Wir werden leicht in das Schlafzimmer Edmund von Galbens bringen: ich habe nicht den Schlüssel von seinem Sekretär und da wir keine Zeit verlieren können, ihn zu suchen, so muß man dieses Schloß aufsprengen. Hier nun rechne ich auf Sie, denn ich fürchte, daß mir die Kraft oder die Geschicklichkeit dazu fehlt... In diesem Sekretär steht ein Kästchen, das mein Porträt, meine Briefe, kurz Alles, was ich haben will, enthält.“ — „Aber ich bitte Sie, gnädige Frau,“ rief Fr. von Holberfels aus, der von einem so erschreckenden Vorschlag aufs Höchste beunruhigt war, „das ist ja ein Diebstahl mit Einbruch!“ — „Das ist es, Herr Baron!“ — „Ein falscher Schlüssel!...“ — „Ja wohl.“ — „Anwendung eines Schlastrunks...“ — „Ein Tro-

pfen Laudanum in einer Flasche Champagner.“ — „Ebrechen eines Sekretärs...“ — „Das ist der eigentlich wichtige Punkt,“ sagte Frau von Witten. „Lauter Umstände der erschwerendsten Art!“ setzte Herr von Holbersfels mit Schrecken hinzu. — „Sie sind frei, Herr Baron,“ sagte Frau von Witten mit stolzem Blick; „eben reden Sie mir von Ihrer Liebe, Ihrer Ergebenheit. Sie haben mir eben Ihre Dienste angeboten; dies ist der einzige, den Sie mir leisten können. Das müssen Sie: ob er größer ist als die Liebe welche Sie mir schwuren, oder als die Ergebenheit die Sie mir versprochen. Frau von Witten schellte, und eine Kammerfrau erschien. „Justine, bringen Sie Thee; Herr von Holbersfels wird gern eine Tasse trinken.“ Nachdem die Wittve diesen Befehl gegeben hatte, stand sie auf und ging in ihre Schlafkammer. Ein Bedienter brachte den Thee, setzte das Geschirr auf den Tisch und ging wieder. Herr von Holbersfels blieb allein. Er trank eine Tasse Thee, stand auf, ging einige Male das Zimmer auf und ab, und setzte sich dann traurig wieder auf den Sessel, von dem er aufgestanden war. Er kannte die Weiber hinlänglich, um überzeugt zu sein, daß nichts die Frau von Witten von ihrem Vorhaben abbringen würde, und laß, wenn er ihr seine Mitwirkung verweigere, oder um besser zu reden, seine Mitschuldigkeit, er der Hoffnung entsagen müsse, sie je zu heirathen. Dieser Edmund von Galden, dieser geliebte Nebenbuhler, machte ihm noch Unruhe, und wenn Frau v. Witten eines Tages seine Frau würde, so mußte er soviel wie sie darnach trachten, diese widerwärtige Korrespondenz zu erwischen, so wie das Porträt, das sie so thörichter Weise verschenkt hatte; andrerseits aber, ein Mann, der Advokat war, der trachtete an einem Gerichte eine Stelle einzunehmen, und nächtlicher Weise sich in ein bewohntes Haus mit Hilfe eines falschen Schlüssels zu schleichen, ein Schloß zu erbrechen! Das war so empörend, daß ihn sein Muth bei diesem einzigen Gedanken verließ, dieses wäre eine That von einer solchen Gefährlichkeit, daß ihm die Lust ankam zu entfliehen, selbst auf die Gefahr hin, bei der Frau von Witten Alles zu verlieren. „Mein Gott!“ sagte er dann zu sich, „Affessor, ich bin es noch nicht einmal, wer weiß, ob ich es jemals werde? Warum soll ich einer ungewissen Hoffnung sowohl meine Liebe als mein Glück opfern?“ Im Grunde genommen, obgleich die That, von der es sich handelte, alle Zeichen eines Diebstahls hatte, so war sie doch weit entfernt davon einer zu sein. Frau von Witten wollte nur wieder in Besitz ihres Eigenthums kommen, wollte nur ihr rechtmäßiges Eigenthum wieder haben, das ihr auf keine zarte Weise verweigert wurde; dieses beruhigte ihn ein wenig, ohne ihm ganz

seine Furcht zu nehmen. „Was soll aus uns werden,“ sagte er zu sich, „wenn uns eine Patrouille oder ein Gend'arme erwischt?“ Er sah ängstlich nach der Uhr, deren pünktlicher Zeiger mit einem gleichmäßigen Schritt auf die Stunde, welche Frau von Witten bestimmt hatte, losschritt. „Nun gut,“ sagte er zu sich, „der Würfel ist geworfen.“ Es war halb ein Uhr; Frau von Witten ließ nicht auf sich warten; sie war in ein dunkles Kleid gekleidet, ein Kaschorbut bedeckte ihr schwarzes Haar; sie hatte auf ihre Schultern einen von jenen kleinen Mänteln besetzt, welche Kopf und Schultern bedecken. Herr von Holbersfels betrachtete sie aufmerksam; er entdeckte in ihrer Miene keine Spur von Unschlüssigkeit. Als Frau von Witten bereit war, mußten sie aufbrechen. Der Himmel war rein und ohne Wolken, der Mond schien im vollen Glanze, Herr von Holbersfels betrachtete die silberne Scheibe mit traurigem Blicke. „Wir haben unsere Zeit schlecht gewählt, gnädige Frau,“ sagte er, „es ist hell, wie mitten am Tage; nie wäre es, wenn wir die Ankunft einer Wolke erwarten, welche diesen verdammten Mond verschleierte.“ — „O bemahre, Herr Baron, wir haben keine Zeit zu verlieren, wofür Sie nicht riskiren wollen, daß der Schlaf des Herrn von Galden verschwindet.“ Herr von Holbersfels unterwarf sich und bald gelangten sie in eine kleine enge Straße, auf welche die Gartenthür des Hauses hinausführte. Frau von Witten machte von ihrem falschen Schlüssel Gebrauch und sie traten ohne Schwierigkeit ein. Kaum war die Thüre wieder hinter ihnen zugeschlossen, als ein ungeheurer Hund in Sprüngen mit gestäubtem Haare herzu lief. „Ach du lieber Gott, ein Hund auch noch!“ rief Herr von Holbersfels. — „Ja, das ist Pompejus,“ erwiderte Frau von Witten. Sie streichelte das Thier mit der Hand, schmeichelte ihm, und nahm zu gleicher Zeit den Arm des Herrn von Holbersfels, um Pompejus zu zeigen, daß das ein Freund, ein Gefährte, ein Mann von ihrer Gesellschaft sei. Das Thier, ob aus Klugheit oder Leichtgläubigkeit, ging um den jungen Mann herum, beschnupperte ihn, knurrte einigemal dumpf und leise, aber enthielt sich des Bellens.

Sie waren in einer sehr wohl unterhaltenen Lindenallee, deren Sand unter ihren Füßen freischte. Das Wohnhaus stand vor ihnen da. Es war dies ein Gebäude mit drei Stokwerken, klein aber niedlich, und so angelegt, daß es den Bedürfnissen zweier Neuverheirateten genügte, die sich zurückziehen, um ihr Glück zu genießen; eine zierliche Treppe führte zu der Hausthüre. Frau von Witten ging an die linke Seite der Treppe und hob die Klinke einer kleinen grauen Thüre, welche zu dem Bedientenzimmer führte,

auf; die Thüre öffnete sich und sie traten hinein. Die junge Frau ging vor Herrn von Holderfels her, sie führte ihn bei der Hand, und dieser konnte trotz der Finsterniß sehen, mit welcher Genauigkeit sie die Umwendungen, die man machen mußte und die Anzahl der Stufen, welche man ersteigen mußte, anzeigte; kein Zweifel also, daß sie die Vertikalität genau kannte. Was diese Sicherheit Beißendes für Herrn von Holderfels hatte, ermunterte ihn noch, sein Unternehmen zu verfolgen: es handelte sich darum, sich von einem furchtbaren Nebenbuhler loszumachen, und eine Verbindung, die vielleicht viel inniger war, als man es gestanden hätte, zu zerreißen. Hier war nicht zu zaudern: es war eben so unmöglich, wie schimpflich, zurückzugehen, und Holderfels hatte auch keine Lust mehr dazu; er wünschte sich vielmehr Glück über seinen guten Stern, der ihn frühzeitig genug zu Frau von Witten geführt hat, um ihr nützlich zu sein; denn wäre er diesen Abend nicht zu ihr gekommen, so würde sie gewiß allein gehandelt haben, und er hätte so die Gelegenheit verloren, seine Angelegenheiten voranzubringen; dieser Mitantheil an der Schuld, welchen er anfangs gefürchtet hatte, machte seine Heirat gewiß. Sie gelangten in den ersten Stof, schritten im Finstern durch einen Saal, und in Schein einer Nachtlampe kamen sie in dem Zimmer des Herrn von Galden an. Wie Frau von Witten vorhergesagt, der junge Mann lag in tiefem Schlaf und man hörte in einem Nebenzimmer den Kammerdiener, welcher mit starkem Schnarchen den Rausch von dem Wein, den man ihm gegeben hatte, ausschließ. Hr. von Galden war eingeschlafen, die Vorhänge waren offen, ein Litzersfell mit vergoldeten Krallen war vor den Füßen des Bettes ausgebreitet. Etwas über dem Kopfkissen blitzte ein kurzer Degen, ein Instrument, mehr geeignet, ihm zu schaden, als ihn zu vertheidigen in dem Zustand von Verwirrung, worin er sich befand; seine offene Brust, sein nackter Hals, die dicken Locken seiner schwarzen Haare, welche von der leuchtenden Waise des Kopfkissens, auf welchem sein Haupt ruhte, stark abstrichen, sein kleiner schwarzer Schnurbart, schwarz wie Ebenholz, gaben ihm das Ansehen eines Kriegers, der nach den Ermüdungen eines Kampfes oder einer Jagd ausruht; man hätte sagen sollen, es sei Hector zurückgekehrt von dem Verbrennen der trojanischen Schiffe oder Melager ermüdet von der Verfolgung des Calydonischen Ebers. Herr von Holderfels, dem das Licht der Nachtlampe hinreichte, um seinen Nebenbuhler zu betrachten, war erstaunt über eine Schönheit, die ihm bis jetzt nicht aufgefallen war, und eben so eifersüchtig, schnell einen gefährlichen Besuch zu beendigen, als voll Verlangen Frau von Witten

von einem Menschen zu entfernen, den sie vielleicht nur zu sehr liebte, beeilte er sich der Wittwe zu sagen: „Nun, Madam, das Schwierigste ist vollbracht; hier sind wir jetzt in der feindlichen Citadelle, aber wir gehen auf glühenden Kohlen; lassen Sie uns eilen, wir haben keine Minute zu verlieren.“ — Frau v. Witten hatte sich in einen Lehnstuhl gesetzt, zu den Füßen des Bettes, und sie betrachtete ihren Ungetreuen mit dem Zorn einer verliebten u. in ihrer Liebe verletzten Frau. Der Akt, den sie vollzog, und der bis jetzt ihrer Rache genügt hatte, befriedigte sie jetzt nicht mehr; sie hätte Herrn von Galden aus seinem Todesschlaf reißen mögen, um ihn mit den Vorwürfen zu überhäufen, welche er verdiente, u. da die Gegenwart des Herrn von Holderfels alle Erklärung unmöglich machte, machte sie sich Vorwürfe, sich so weit eingelassen zu haben, anstatt ihren ersten Vorsatz auszuführen, nämlich sich von einem ihrer Bedienten begleiten zu lassen. Etwas Nachdenken machte sie bald über diesen Gedanken u. dieses Bedauern erröthen, sie hätte auf diese Weise also einem treulosen Manne dieses neue Uebergewicht eingeräumt; sie hätte ihm sehen lassen, daß ihr Herz schwach genug gewesen wäre, um ihn aufzusuchen, in der Nacht, bis in sein verhorrenes Gemach, u. ihn vielleicht um Gnade zu bitten... Niemals! „Sie haben recht,“ sagte sie zu ihrem Mitkühloigen; „wir wollen uns beeilen, ich mag nicht lange Zeit hier verweilen.“

Der Sekretär des Herrn von Galden war in der Tiefe des Schlafzimmers; sie zeigte mit dem Finger auf ihn. Dann zog sie aus ihrer Tasche ein kleines Breisisen, womit sie ihr guter Freund, der Schlosser, ohne Zweifel versehen hatte, und indem sie dasselbe Herrn von Holderfels gab, brauchte sie nur ein Zeichen zu machen, um ihm dessen Gebrauch zu bezeichnen; dieser nahm es ihr gleich ab, näherte sich dem Möbel, und er legte nur eben das verbrecherische Werkzeug an, als das Schloß nachgab; so leicht ist das Handwerk für Einen, der etwas davon versteht. So geschickt aber auch diese Operation vorgenommen wurde, so machte sie doch einen krachenden Lärm, worüber Hr. von Galden mitten in seinem Schlafe schauderte und welcher die beiden Schuloiigen erschreckte. Der junge eingeschlafene Mann nickte mit dem Kopfe, öffnete halb die Augen, u. fiel in seinen Schlaf zurück; der Kammerdiener selbst unterbrach sich einige Augenblicke in seinem wohltautenden Geschnarche. Frau v. Galden stand erschrocken auf; Hr. v. Holderfels stekte beide Hände in den Sekretär, nahm ein Rädchen heraus, auf welches seine Hände gleich Anfangs stießen und sprach, stolz auf seine Beute: „Ich habe es.“ (Beschluß folgt.)

Menschen und Leute.

Der Bettler hält die Hand dahin
Und spürt nichts drin
Und spürt nichts drin —
Wie gestern, so auch heute,
Sieht er die schönen Leute
Wie schön die Leute sind —
Ob schon er blind,
Ob schon er blind.

Er hat von Menschen was gehört —
Er ist bethört!
Er ist bethört!
Da kommt auf Hundert Einer,
Und das ist nur ein Kleiner,
Der nichts zu geben hat —
Das ist doch schab,
Das ist doch schab!

Er hält die Hand noch immer vor —
Der arme Thor!
Der arme Thor!
Wär' er ein Gaukler worden,
Hätt' er die muntern Horden
Der Leute festgebannt
Mit eittem Land,
Mit eittem Land.

Doch so ist er ein Bettler nur —
Hat keine Spur,
Hat keine Spur
Von Dem, was Leute wollen,
Wofür sie gerne zollen
Die lieben guten Leut' —
Ist das geschick?
Ist das geschick?

Nur freut ihm, daß er sagen kann:
„S ist nichts dran,
S ist nichts dran
An allen schönen Leuten,
Die taumeln und sich spreiten,
Die keine Menschen sind
Die sind auch blind,
Die sind auch blind! —“

M. D.

Preß-Beitrag.

** „Der moderne Eulenspiegel.“
Roman von Adolf Ritter von Eschabusnigg.
II Bände. Pesth 1846. Verlag von Gustav
Seckenast. (Preis 4 fl. C. M.). — Das ist
einmal wieder ein Roman! Ein Roman, in
welchem die blumenreiche Diktion sich an die
anmuthigsten Dinge schmiegt. Laune, Leichtig-
keit — Tiefe und Ernst gehen abwechselnd durch
dies Buch. Ein Grundzug desselben ist eine feine,
lächelnde, gutmüthige Satire, deren lose
Blüthen die tiefsten Phasen der Gesellschaft um-
ranken, deren zarte Blumenstengel aber nimmer
zum Prügel der Gemeinheit werden. Alle moder-
nen Fragen finden in dem Buch eine recht nette
Lösung. — Im ersten Theile erhält die Kunst so
manchen wohlgemeinten Wink und die ästhe-

tischen Ansichten des Verfassers gewähren dem
Leser im Gewande des liebenswürdigsten Hu-
mors einen anziehenden Reiz. Modethorheiten
— wie die Hypervergötterungen der Tanz- und
Musikjünger; — die leidige Emanzipationsucht
der Damen werden auf das Pikanteste gezei-
gelt. Die Emanzipationsucht hat namentlich der 2-te
Theil zum Vorwurf und behandelt diesen Ge-
genstand, der an und für sich schon interessant,
auf eine seßelnde Weise. — Wenn der Dichter
über die Schwächen des Weibes lacht — so schüt-
tet er sich nicht aus, seut er sich über das Edle,
Schöne — so thut er es ohne den Thränenzu-
ber der Rührung herumzuschleudern. Eine zarte
duftende Einfachheit — Gemüth und ein redli-
ches Wollen sind nebstbei Hauptvorzüge dieses
Romans, den wir dem Lesepublikum nicht warm
genug anempfehlen können. Die Ausstattung,
wie es sich von der thätigen Verlagsbandlung
erwarten ließ, ist glänzend, der Preis für beide
Theile ein geringer. G. S. Z.

** „Spartakus.“ Tragödie von Vinzenz
B. Weber. Wien 1846. Mörschner's Wittwe
und W. Bianchi. — Schon bei der ersten
Aufführung dieser Tragödie im Wiener Burg-
theater habe ich mein unumwunden begeistertes
Lob über dieselbe ausgesprochen. Was ich jetzt
zu sagen habe, ist nur wenig. Weber geht ei-
ner schönen Zukunft entgegen. Geist, tüchtige
Charakteristik, dramatische Auffassung und Ein-
heit in der Konzeption zeichnen seine Tragödie
aus. Die großen Römerhelden sprechen nicht
pygmäenhaft, sie sind nicht aus Wappe gemachte
Helden — es fließt Blut in ihren Adern, sie
tragen gesundes Fleisch an ihren starken, männ-
lichen Knochen. Wie herrlich ist das schrof-
fe, hochmüthige Weib, dies böse Prinzip des Spar-
takus nicht gezeichnet, ebenso der Konsul Licinius
Crassus. Weshalb sich unsere Bühnen nicht
beeilen, das herrliche Drama zu geben, ist mir
bei dem Mangel an Gutem — unbegreiflich.
Der Käufer der Tragödie wird sich mehrere
Stunden an der lebendigen Frische derselben
ergötzen. G. S. Z.

** „Emléklapok egy főrangú hölgyhez.“ Irta
Hiador. — Das kleine Büchlein von nicht
mehr als 51 Seiten, herausgegeben von Herrn
Petrichovich von Horvath, dem Redakteur des
„Sonderü,“ enthält die trunkenen Weisen einer
liebglühenden Seele. Der Dichter hat sich den
großen Britten Byron zum Muster genom-
men, und seine Seele schwebt in einem zer-
klüfteten Schmerz, der sich in den begeistertsten
Bildern Luft macht. — Die Form der Gedichte
ist vollendet und die blumenreiche südlische Em-
pfindungsfülle erstreckt sich sogar auf den Reim,
die Assonanz und Alliteration der Sprache
und macht das kleine Büchlein zu einem Blu-
menwald der feurigsten Gefühle. Der Dichter

singt das unzählige Mal gesungene Lied einer unglücklichen, verzweifelnden Liebe und er singt es so wahr, so tiefschmerzlich, daß wir uns gerne auf die bald lindschmeichelnden, bald stürmischbrausenden Wellen seiner Lieder in das trügerische Meer des Empfindens hinauszwingen lassen. Da das Büchlein um den geringen Preis von 20 fr. G. M. zu haben ist — so dürfte die Auflage bald vergriffen sein. G. J. B.

Theater- und Musikzeitung.

Paris. Das einst so berühmte Théâtre-français, dieser Stolz der Anhänger der Klassizität in Frankreich, diese Musterbühne, die einzige, auf der man, wie die ächten Pariser sagen, noch Racine, Corneille und Molière sehen kann, das Lieblings-theater Napoleons, der aus dem Kreml Moskau's ihm sein Reglement schickte, ist jetzt so tief gesunken, daß er der Spott der Kinder geworden ist. Schlagen Sie in den Pariser kleinen Journalen die Theaterchau auf, so finden Sie alle Theater der Reihe nach bei ihren wirklichen Namen aufgeführt, nur das Théâtre-français heißt bald: „Théâtre des Invalides dramatiques,“ bald: „Hospice des Incurables,“ bald: Ex-maison de Molière“ u. dgl. m. Aber dieser allgemeine Spott ist nur ein verdienter, denn es läßt sich nicht leicht etwas Tolleres und Abgeschmackteres denken, als die innere Wirthschaft dieses Theaters. Die englischen Mitglieder, „Sociétaires“ genannt, sind auch zugleich die momentanen Eigenthümer des Privilegiums; sie nehmen neue Stücke an oder weisen sie ab, machen das Repertoire, haben ihren Antheil an dem Gewinne — kurz, so viele Sociétaires, so viele Theaterdirektoren. Ueber alle wichtigen Fragen entscheidet die Ballottage. Auch neue Stücke werden von ihren Verfassern dem Comité de lecture, aus sämtlichen Sociétaires bestehend, vorgelesen, und dann durch Abstimmung angenommen oder verworfen. Dieses Comité hat seit einiger Zeit großes Unglück gehabt; es läßt sich durch Herrn Samson, der nicht nur Schauspieler, sondern auch dramatischer Schriftsteller ist, dominiren, weist gute Stücke, wie: Lucrèce, Michel Bremond, Drogène u. A., zurück und nimmt alberne Komödien, wie: La Chasse aux fripons, Jean de Bourgogne, Une nuit au Louvre u. s. w. an. Die tragischen Schauspieler im Comité finden jedes Lustspiel miserabel und die im Lustspiele Beschäftigten jedes Trauerspiel langweilig; gewöhnlich ist daher eine Majorität von schwarzen Kugeln für jedes neue Stück bereit. Außerdem steht an der Spitze des Theaters als königlicher Kommissär ein Herr Buloz, ehemaliger Journalist und Hauptredakteur der an

Abonnementmangel verstorbenen Revue de Paris, der vom Theater gar nichts versteht, und dem man mit diesem Posten als einer fetten Sinekure nur den journalistischen Mund stopfen wollte; und so mögen Sie sich denken, mit welchem Ueberflusse von Bonmots, Satiren, Wizen und Ausfällen dieses Theater bedacht wird, dessen Comité de lecture sich fast alle Schriftsteller zu Feinden gemacht hat. Allein der Hauptschlag, eine ächt literarische Rache, ward am 26. v. M. ausgeführt: Herr Dugué, ein junger geistreicher Schriftsteller, verlangt von dem Comité die Bestimmung eines Tages, um ihm ein neues Lustspiel vorzulesen, dessen Titel noch nicht bestimmt sei. Der oben angeführte Tag wird ihm anberaumt, und zur festgesetzten Stunde erscheint Herr Dugué vor dem kritischen Areopag, diesmal aus sechs Männlein und fünf Fräulein bestehend, zieht sein Manuskript aus der Tasche und liest: „Le Comité de lecture,“ comédie en 3 actes. Blöthlich Todtenstille — alle Gesichter werden lang und bleich. Hr. Dugué liest weiter. Die Hauptpersonen des Stückes waren ein arroganter Schauspieler Sans voix (Ohne-Stimme), was sich gleichbedeutend durch Sans son, oder als schlechter Calembourg durch Samson ausdrücken läßt; dann ein Herr Gretinberg, in dem Federmann den kön. Kommissär Buloz erkannte. Nach dem ersten Akte brach das Donnerwetter los. Die Herren Samson, Régnier, Brévoist, ja Herr Buloz selbst, standen auf und protestirten feierlich gegen diese Frechheit der Schriftsteller, die das Théâtre-français in seinem eigenen Foyer beleidigten. Herr Dugué ließ sie eine Weile Lärm machen, dann sagte er ganz ruhig: „Meine Herren und Damen! ertöfeln Sie sich nicht! Sie nehmen mein Stück nicht an, weil sie sich darin erkennen — ist das meine Schuld? Ich werde es daher drucken lassen und Ihnen dediziren.“ Man fühlte natürlich, daß diese Drohung noch ärger sei. Man fing an zu kapituliren, Herr Buloz lud den Dichter in sein Kabinet und legte sich hier so aufs Bitten, daß Herr Dugué sich endlich herbei ließ, sein Manuskript wieder in sein Schreibpult zu verschließen. Allein seit diesem verhängnißvollen Tage essen, trinken und schlafen die Sociétaires nicht mehr, überall sehen sie das Banquogespens eines neuen Stückes u. die Jüngsten und am wenigsten Verhärteten sollen sogar das Gelübde gethan haben, sich zu bessern. (Korresp.)

* Dem Rachel erhält von dem Theatre-français in Paris einen zweimonatlichen Urlaub. Sie begibt sich nach Brüssel und in der Folge nach England.

Mignon-Beitrag.

Etwas von Allem. (Ein Missourijäger von altem Schrot und Korn.) Daß die markigen Gestalten, welche Cooper und Sealsfeld in ihren amerikanischen Schilderungen so scharf zeichnen, keine Uebertreibungen sind, kann man aus folgender Notiz eines amerikanischen Blattes ersehen: „In der Nachbarschaft Hermanns wohnte ein Mann, Namens Roark, welcher mit der älteste Ansiedler unserer Umgegend und jetzt nahe an 80 Jahre alt ist. Von frühester Zeit an das Jagdhandwerk gewöhnt, betreibt er es noch regelmäßig jetzt, und da die Beute in der Nähe zu gering für ihn geworden ist, aus den frühern Jahren Wild aller Art in großer Menge gewohnt, sucht er nun regelmäßig alle Jahre noch das Weiße, und kehrt nach Verlauf von etwa 3 Monaten zurück, reich beladen mit Fellen. Auch dies Jahr sattelte unser ehrwürdiger Nimrod im Januar sein Roß, mit dem „Rifle“ auf dem Rücken und einem Kochtopf, seinem einzigen Geräth, an dem Sattel befestigt. Wie es unserm ehrwürdigen Alten mit den schneeweißen Haaren diesen Winter, der so streng war, in seinen Höhlen, wo er seine Wohnung aufzuschlagen pflegt, wird ergangen sein, wissen wir noch nicht. Als er fortritt, sagte er: „wenn ich gegen Ende März nicht wieder da bin, so denkt nur, daß ich gestorben bin,“ und so trabte er ab. Ist das nicht ein echter Missourijäger?

*(Acht Aemter und kaum Brod.) Ein Schulmeister, der zugleich Kantor u. Glöckner und Schreiber des Dorfschulzen, ist in Deutschland etwas Gewöhnliches. Im Arrondissement von Veronne aber gibt es einen solchen Schulmeister, Kantor, Glöckner und Mairegreffier, der durch dieses Aemtervierkleblatt doch nur 310 Frs. verdient und ihm deshalb ein industrielles hinzugefügt hat: er ist nämlich noch Gewürzkrämer, Bäcker, Schweinemezger und Weinmüller!

** In Amerika, dem Lande wunderbarer Erfindungen, will man eine Stadt bauen, die unterirdisch geheißt wird, wo mitten im Winter die mildeste Temperatur herrschen und Jedermann trockenen und warmen Fußes durch die Straßen wandeln soll. Das Mittel dazu besteht darin, daß man alle Schornsteine verbannt, um den Rauch der Döfen durch die Gassen und Kanäle der Stadt unterirdisch zu leiten. Die gesammte Rauchmasse soll dann vor der Stadt in einem riesigen, pyramidenartigen Schornstein aufsteigen. Die neue Stadt soll den Namen Hottown (heiße Stadt) führen, und man berechnet bereits, daß, bevor 5 Jahre vergehen, diese mitten im Norden mit italienischem Klima versehene Stadt ihre 50,000

Einwohner zählen wird, da alle Brustkranken von nah und fern sich da ansiedeln werden. (!)

** Französische Blätter melden, daß der König der Belgier der französischen Regierung den von 500 belgischen Familien gefaßten Plan mitgetheilt habe, sich mit einem Gesamtkapital von 3 Millionen Francs in der Provinz Constantine niederzulassen.

Literarische Wespen. (Seid einig! — Einig??) Dies ruft der Korrespondent des „Humoristen“ der Besten deutschen Literatur zu. Daß Einigkeit eine Stütze jeder Unternehmung, wo es gilt einen gemeinsamen Zweck zu erfolgen, ist wol wahr. Ohne Einigkeit ist jeder Staat dem Dämon des Untergangs verfallen; — ohne Einigkeit kann freilich in sozialer und politischer Hinsicht nichts Großes gedeihen. In der Literatur aber ist es umgekehrt. Durch ein ewiges Reiben der Ideen aneinander, werden Geistesfunken erzeugt, aus denen, wenn sie zu Flammen der Begeisterung angefaßt werden, viel Schönes, Erhabenes, einem Phönix gleich, in die Öffentlichkeit steigt. Die herrlichsten Triumphe des Dichters sind Erfindung, Neuheit, Originalität, Leidenschaft. So sehr man im Staate das Individuum dem Ganzen opfern soll, so sehr würde durch (in was immer für einem Sinne verstandene) Einigkeit in der Literatur nichts Gutes erzeugt; kann man fordern, daß sich eine schriftstellerische Individualität dem Ganzen verdinge, als Knecht verkaufe? — Nimmermehr! Dann wäre es ja um alle Dichter der Welt geschehen! Die Literatur würde auf diese Weise zur Kaserne, die Kinder der Literatur trügen alle eine Uniform. Doch Hr. M. G. Saphir weiß das am Besten! Wie viele seiner geistreichen Schriften wären nie geboren worden, hätten niemals durch ihre zündende Fronte, ihren schlagenden Witz und flammenden Humor die Lesewelt entzückt, wenn er z. B. in rührender Einfalt mit Hrn. v. Holtey, Gubitz, Förster, oder Mad. Birch-Pfeiffer hätte auf dem verstimmten Dudelsack der Talentlosigkeit ein und dasselbe Stück herunterblasen müssen. — Ist dieses „Seid einig!“ in Betreff der Kritik gemeint — das wäre vollkommener Unsinn! — Etwa in moralischer Hinsicht ein bit o Unsinn! Kann man fordern, daß sich der Gebildete mit dem Ungebildeten, der Feine mit dem Rohen, der Talentbegabte mit dem Talentlosen, der Bescheidene mit dem Arroganten, der nach Besseremstrebende mit dem nach Skandalstrebenden einigen solle?!? . . . Kann man fordern, daß derjenige, der die Journalistik für Etwas Besseres haltet, als für den Bajazzo des Volkes, den Gelderpreßer der Pränumeranten, aus einem Tone mit jenem sohle, zu gleicher Zeit mit jenen Roth, Gemeinheit, Schimpf und

Schmach auf Alles schleudern, um den Jahnhagel für sich zu gewinnen und ein Paar Vorkauszahler mehr zu erhalten — auch nicht... Nur in einer Hinsicht wäre Einigkeit zu wünschen, darin: daß alle Redaktionen und befähigten Literaten gleich einig der Gemeinheit — dem Unstinn und der Gaffnbüberei in der Literatur, namentlich aber in der Journalistik die Stirne böten. Im Uebrigen aber rufe ich:

„Im Journal mög der Kampf sich immer erneuen
Da erprobe die Feder den Muth!“

(Det ist nich an dem!) In einem Blatte hat irgend wer einen Unstinn geschrieben und die Bemerkung dazu gemacht: „Fibraten für literarische Wespen!“ Mit dem trivialen Unstinn, in dem gar kein Funke von Verstand, besudeln sich unsere Wespen ihren Stachel nimmer!

(Gar zu stark!) In der „Pannonia“ heißt es von — nt — (wenn wir nicht uren, so ist es der geistreiche Steinhardt), in einem Artikel über Ungarn's Kunst und Literatur: „Ohne Kritik kann keine Literatur gedeihen, sie ist das eigentlich befruchtende Element, ohne welches nur Schwammpflanzen, aber nie eine geistnährende Frucht reifen kann, und in welchem Zustande die ungarische Kritik noch sich befindet, brauche ich wol nicht erst ins Gedächtniß zu rufen. Liest man die lit. Nachrichten in ung. Blättern, so sollte man glauben, daß Ungarn von Genien und großen Geistern wimmle (Frankenburg's Eleteképek stimmen gleich nicht in diese allgemeine Lobhudeleschrei ein, da wird eine tüchtige, schonungslose Kritik geführt!); liest man hinterher mit eigenen Augen die besprochenen und rezensirten Werke — mein Gott, welch' bittere Enttäuschung! welches Herabfallen vom Himmel der süßen Erwartung! (Bei all dem ist viel Wahres in dieser Auesage — gar so bald dürfte es auch nicht besser werden und wir müssen uns schon gedulden bis nicht, wie ich selbst in der „Pannonia“ sagte, ein Lessing oder Börne unter uns tritt und den produzierenden wie kritizirenden Schriftsteller bessere Ideen über Literatur beibringt!) (Der Redakteur der Sonntagblätter) Dr. L. A. Frankl ließ die erste Seite seines Journals, aus Freude über die hohe Bewilligung eines wissenschaftlichen Vereins in Wien, unter dem Titel: „Akademie der Wissenschaften“ — roth drucken. Man sieht also, daß das Blatt Farbe hat — daß es stets in der Farbe einer redlichen Gesinnung strahle, weiß jeder seiner Leser.

Lokal-Beitrag.

Theater.

Dfuer Sommertheater. Am 8. Juni fand ein großes Kampfspiel im Ringen von Jean Du-

puis mit einem starken Manne Johann Mortzart aus Tyrol, Größe 70 Zoll^a, statt. Zum zweiten Male trat nun Jean Dupuis in die Schranken, dieses Mal mit dem Tyroler Johann Mortzart, an dem Einige eine wunderbare Aehnlichkeit mit dem, vor einigen Tagen besiegten 70 Zoll hohen Fleischhauer, entdeckt haben wollten — u. Jean Dupuis blieb zum zweiten Male Sieger. Der Kampf war kurz aber entscheidend. Einige Wendungen und Mortzart unterlag unter ungeheurem Jubelrufe der Menge. Ach, auch Mozart wäre unterlegen, wäre er mit Dupuis in die Schranken getreten. Welches seiner unsterblichen Tonwerke hätte bei schönem Wetter solch ein überfülltes Haus zu Stande gebracht, wie dies bei diesem Ringkampfe trotz der regnerischen Bitterung der Fall war!!

— Tags darauf kam zwar nicht Mozart, doch Bellini in demselben Hause an die Reihe. Es wurde dessen Oper: „Die Puritaner“, unter Mitwirkung der Herren Gil und Formes, f. f. Sopranfängern, der Dem. Emminger und des Herrn Beck bei sehr vollem Hause gegeben. Darüber nächstens.

— Morgen, Donnerstag, wird in diesen Räumen zum Vortheile des in Ofen zu begründenden Arbeitshauses eine große musikalische Akademie gegeben, wobei die Herren Erl, Formes, Beck, dann Dem. Emminger u. s. w. mitwirken werden. Es dürfte gewiß ein höchst interessanter Abend werden.

Lokalbemerker.

Das zweite diesjährige Pferderennen auf der Pesther Hutweide zog eine unermessliche Volkszahl an. Es war Sonntag u. die Witterung die allergünstigste. — Es wurden folgende Kurse gemacht. 1. Preis der Stadt Pesth: 100 Dukaten in einem 26 Dukaten werthen silbernen Becher. Den ersten Preis errang Fürst Alois Liechtensteins dreijährige Fuchsstute — den zweiten (40 Dukaten von den Einlagegeldern) Graf Joseph Hunyady's dreijährige Fuchsstute „M a r i e t t e.“ — 2. Karolyi-Stakes: Preis fürs erste Pferd 896 Dukaten, fürs zweite Pferd 100 Dukaten. Den ersten Preis errang Fürst Pabl Gzterhazy's vierjährige Schimmelstute „F i c k l e - W i l d - R o s e“ mit (samt Einlagegeldern) 1021 Dukaten, den zweiten Preis Fürst Alois Liechtensteins vierjähriger Fuchshengst „G l ü c k z u“ mit 100 Dukaten. — 3. D a m e n b e c h e r, 100 Dukaten an Weith, als ersten und 50 Dukaten als zweiten Preis. Graf Joseph Hunyady's fünfjähriger brauner Hengst „A l e x“ errang den ersten Preis mit (samt Einlagegeldern) 206 Dukaten, den zweiten Preis mit 50 Dukaten Graf Moriz Sandors vierjähriger brauner Hengst „D o m i n o.“ — D a u e r r e n n e n, 75 fl. C. M. für das erste, 25 fl. C. M. für das zweite Pferd. Dieses Rennen erregte fast das meiste Interesse und alle Aufmerksamkeit war auf den erwähnten 12jährigen Knaben B e r t a (nicht Somogy, wie es neulich bei uns irrig hieß), der schon beim Proberennen zum Ersten ans Ziel kam, gerichtet. Auch diesmal gelang es dem kühnen Knaben, alle Mitbewerber zu überflügeln und errang sich, unter lautem Jubel der Menge, den ersten Preis. — Der kleine Berta wurde nun der Löwe des Tages und die angesehensten Personen, selbst Damen, befaßten sich mit ihm und überhäufsten ihn mit Schmeicheleien, Liebs-

sangen und Geschenken. Der Zweite am Ziel war ein Bauer, Bóros, der so wie der kleine Verta aus dem Somogyer Komitat ist.

— Heute, Mittwoch, findet das dritte und letzte Rennen statt, welches von besonderem Interesse und auch von hohem Besuch beehrt sein dürfte. Vorzüglich machen wir auf das Rennen um die Peitsche, von Kavaliereu selbst, dann auf das Springrennen über Barrieren aufmerksam. Am Schlusse wird auch ein vis à vis-Rennen von Neuborfer Bauern stattfinden, das besonders anziehend zu werden verspricht.

— Dem Ane, die mit vielem Beifall im deutschen Theater aufgetreten, lernt sehr fleißig an der ungarischen Sprache, um nächstens im Nationaltheater auftreten zu können.

— Der „Honderú“ theilt eine ausgezeichnete, wahrhaft poetische Uebersetzung von Fiabor's Gedichten mit, von unserem geistreichen Mitarbeiter Hrn. G. J. Berffi verfaßt, und rühmt desselben literarische Talente. Uebrigens kann sich Hr. Berffi, der mit unermüdblichem Fleiß sein schönes Drama: „Convenienz“ in seine Muttersprache, die magyarische, mit staunenswürdiger Schnelle und Korrektheit übertrug, leicht für gewisse pöbelhafte Angriffe trösten. Hr. Berffi strebt nach etwas Besseren und die Anerkennung der Besseren wird ihm nie fehlen.

— Mit schöner Anerkennung spricht der „Honderú“ auch über die Aufführung des „Dom Sebastian“ im deutschen Theater, doch sagt er: daß sich die Oper in Paris nur durch die prachtvolle, verschwenderische Inszenesetzung halten konnte. — Das möchten wir bezweifeln, denn mit jedem Tage treten der herrlichen Gedanken mehr aus diesem wundervollen Tongebilde Donizettis hervor; obgleich die Musik keinen französischen, italienischen Charakter an sich trägt, so hat sie doch bei einem Anstrich von französischer Modernität viel deutsche Gediegenheit in sich.

— Alexander Beszter wird mit seiner Längergesellschaft im Anfange des künftigen Monats auf irgend einer Bühne Ofens oder Pesths debütiren.

— Degre's neuestes Lustspiel: „Férj és gyegyés“ (Chemann u. Bräutigam) ist durchgefallen.

— Unser Landsmann, Hr. v. Erlinger, einer der rühmlichst bekannten ungarischen Maler, weilt gegenwärtig in unserer Stadt. Wer nur irgend ein altes, unfennbares, zerseztes Bild besitzt, der eile zu Hrn. v. Erlinger, er macht es wieder neu, als hätte dasselbe so eben zum ersten Mal die Staffelei des Malers verlassen. Auch hat derselbe mehrere Original-Gemälde mitgebracht, die sich durch Korrektheit in der Zeichnung, Lebendigkeit des Kolorits und poetische Auffassung auszeichnen, mitgebracht. — Er wohnt am Rosenplatz, Nr. 285, im zweiten Stof.

— Das Dampfboot „Pannonia“, welches den Fürsten von Serbien von Belgrad nach Rußschuf, wo derselbe eine Zusammenkunft mit Se. Hoheit dem Sultan hatte, und wieder zurück nach Belgrad fährt, ist vorgestern hier in Pesth angekommen.

Der Kapitän der „Pannonia“, Hr. Gurgewich, wurde von dem Fürsten mit einem prächtigen Brillantring und hundert Stück Dukaten beschenkt; der Kondukteur erhielt eine goldene Zylinderuhr und 25 Stück Dukaten und so wurden auch die andern Angestellten des Bootes nach Verhältnis reichlich beschenkt. Wir erfahren bei dieser Gelegenheit, daß die Festlichkeiten in Rußschuf bei Anwesenheit der hohen Gäste sehr groß waren, und noch fortbauern. Der Fürst von Serbien wurde von dem Sultan auf das Zuorkommendste empfangen und erhielt von demselben sein Portrait in Brillanten etc. — Der Sultan soll bis zum 27. d. M. in Rußschuf verbleiben.

— Bei Gelegenheit der am 6. d. M. stattgefundenen Prüfung des Pesther Gesangsvereins haben sich die Fräulein Friederike Steiner u. Schollits durch ihre imposanten Stimmen besonders hervorgethan. Erstere sang in einem Duett von Proch die zweite Altstimme, Letztere die Parthie der Gabrielle vom „Nachtlager in Granada.“ Es steht zu vermuthen, daß Beide bei mehrerer Vervollkommnung, sich dem Theater zuwenden werden. —

— In der Hauptstadt Ofen tritt nun die laut Landtagsbeschluß einzuführende Feldpolizei ins Leben. Da diese nun dem Stadthauptmannamte übertragen wurde, wodurch die Amtsgeschäfte desselben bedeutend vermehrt werden, so haben Se. k. k. Majestät die Anstellung eines zweiten Stadthauptmanns zu bewilligen geruht, demzufolge wurde durch den kön. Kommissär, den hochgebornen Hrn. Grafen Valentin von Török der Herr Anton Gebrecht zum Vizestadthauptmann dieser freien Hauptstadt ernannt.

— In Folge der Einrichtung der Feldpolizei, ist es Jedermann ohne Unterschied des Standes u. Charakters verboten, mit Ausnahme der im Gesetze bestimmten Zeit, im Gebiete der Stadt Ofen zu jagen.

— Im Stadthauptmannamte zu Ofen liegt eine bedeutende baare Geldsumme deponirt, die zweien verdächtigen Individuen abgenommen wurde. Das Geld scheint auf der Straße von Putrok, im Gömörer Komitat, bis Ofen entwendet worden zu sein.

Erklärung. Der in Pesth erscheinende „Ungar“ enthält in seiner gestrigen Nummer, unter der Aufschrift „Eingesendet“, eine Reihe der niedrigsten Schmähungen u. Invektiven gegen den Redakteur dieser Blätter, die an frecher Lügenhaftigkeit und schamloser Entstellung der Thatsachen in den Annalen des journalistischen Standals ihres Gleichen suchen. Da wir wegen dieser maßlosen Verläumdung die Gesetze in Anspruch nehmen werden, so enthalten wir uns hier jeder weiteren Erwiderung u. bitten nur alle unsere geehrten hiesigen und auswärtigen Kollegen, sich genaue, untrügliche Kenntniß von dem Thatbestand der Sache zu verschaffen, bevor sie in ihren respect. Blättern Notiz davon nehmen.

Beilage: „Handlungszeitung“. Nr. 26.

Halbjähriger Preis 4 fl., postfrei 5 fl. — Prachtausgabe 5 fl. und postfrei 6 fl. G. M. — Man pränumerirt im Redaktionsbureau zu Ofen (Fischerbadi, Nr. 77, nächst der Schiffbrücke), in der Kunsthandl. der H. G. Müller, J. Wagner u. Treichlinger, u. in J. G. Weissenbergs Papierhandl. (Servitienplatz) in Pesth, u. allen k. k. Postämtern.

Ofen, gedruckt in der königl. ungar. Universitäts-Buchdruckerei.